



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Robert Schumann.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schleiermacher hervorgerufene Vertiefung des Christenthums. Eilers erinnert daran, daß selbst Claus Harms, später der Vorseher der lutherischen Orthodoxie, damals noch lehrte: „Der heilige Geist ist gebunden an keine Zeit, an kein Geschlecht, an keine Religion, sondern in jeder Religion das, wodurch sie sich wahr macht, worin ihre Gewalt besteht an den Gemüthern, womit sie der Gläubigen Seelen erfreut, aneinanderzieht und bindet.“ Ferner: „Wir suchen und fragen: Wer ist der Tödtende? Wer ist der Schaffende? Wer ist der Erhaltende? Die Gesetze der ewigen Ordnung; wer schrieb sie oben am Himmel, unten auf der Erde jeglichem Wesen vor? Wer ist der über alles? der in allem! Nicht tiefer drang der forschende Verstand, nichts Höheres hat jemals er ausgesprochen, dem auch das Herz willig huldigte, als Natur ist Gott, Gott ist Natur! u. s. w.“ Später ging freilich der ehemalige Pantheist, zuerst durch Schleiermacher angeregt, in der kirchlichen Reaction bedeutend über sein Vorbild hinaus. — Schleiermacher besuchte unsern Gymnasialdirector einmal in Kreuznach, und sagte zu ihm: „Was Ihr Ministerium betrifft, so ist das bald abgemacht, es fängt mit *Oviden* (Uthen) an und hört mit *Mhden* (Meden) auf.“ — Zum Schluß des Bandes wird Eilers veranlaßt, die Rectorstelle, mit welcher er sehr zufrieden war, aufzugeben, und dafür das einflußreiche, aber auch undankbare Amt eines Provinzialschulraths anzunehmen. Seine Weigerung beschwichtigte der neue Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Bessel, durch die Warnung: „Nun dann werden Sie unter die Fuchtel eines Hegelianers kommen, der nicht sanft mit Ihnen, als einem Feinde des Hegelismus, umgehen wird, und ein solcher ist für den Fall, daß Sie die Stelle nicht annehmen, bereits designirt. Diesen hat sich der Referent im Ministerium, der, wie Sie wissen, für das Hegelthum schwärmt, aufersehen; ich aber würde es als ein großes Unglück für die Provinz betrachten, wenn unsere Schulen im Geist hegelscher Weltanschauung geleitet würden. Wir brauchen einen Mann, der die praktischen Gesichtspunkte im Auge behält.“ — In der Hoffnung, in den späteren Lieferungen noch manche interessante Enthüllungen zu erhalten, nehmen wir für heute von dem Verfasser Abschied.

J. S.

Robert Schumann.

Eine Biographie von Joseph von Wastielewski. Dresden, Kunze.

Diesem Leser, welche unsere Zeitschrift mit einer gewissen Aufmerksamkeit verfolgt haben, werden sich vielleicht noch einer ausführlichen Abhandlung über Schumann erinnern, welche wir im 3. Quartal 1850, S. 489 und 521

brachten (dazu kam 1853, 4. Quartal S. 275). Sie war von Riccius, gegenwärtig Dirigent der Oper in Leipzig, und eröffnete eine Reihe musikalischer Charakterbilder, in welchen u. a. Gade, Marschner und Richard Wagner besprochen wurden. Der Verfasser, ein warmer Verehrer Schumanns und gewissermaßen unter den Einflüssen der musikalischen Richtung aufgewachsen, die Schumann als schaffender Künstler in seinen Compositionen, die er als Kritiker in der neuen Zeitschrift für Musik vertrat, hatte sich allmählig durch umfassendere Studien von den Einseitigkeiten seiner Schule befreit, und suchte sich nun mit derselben auseinanderzusetzen. Indem er sich über Schumanns Leistungen mit dem Enthusiasmus aussprach, den ihnen keine Künstlernatur versagen wird, verschwieg er doch die Bedenken nicht, die mehr und mehr an den Tag kommen mußten, sobald das erste jugendliche Feuer des Schaffens ausgezehrt war. Durch das, was Schumann seither geleistet, ist zu dieser Charakteristik wenig hinzugekommen. Eine echt musikalische Natur, hat Schumann nichts geschrieben, was außerhalb der Grenzen der Kunst fiel, wie das leider bei so Vielen in unserer Zeit der Fall ist, die das Bewußtsein eines großen Willens über die Schwäche ihrer schöpferischen Kraft täuscht; aber jener krankhafte Zug, von dem man auch in seinen besten Werken Spuren wahrnimmt, tritt in seinen letzten Compositionen immer deutlicher hervor, und nur durch einzelne Blitze des Genies wird man noch für das souveraine Walten der Laune entschädigt, die sich auf Kosten der wahren Kunst geltend macht. Das entsetzliche Schicksal, das über ihn ausbrach, und das durch ganz Deutschland ein tiefes Mitgefühl hervorrief, erklärte Vieles in seinem früheren Schaffen. Wie wir nun hören, trat ein momentaner Wahnsinn schon im Jahre 1833 hervor, also in seinem 23 Jahr. Die Krankheit war in seiner Familie mehrfach vorgekommen, und so hat Schumann sein ganzes Leben hindurch mit dem finstern Grauen vor einem Dämon zu kämpfen gehabt, der ihn zuletzt doch faßte. In diesem unheimlichen Vorgefühl, welches man wol für Augenblicke beseitigt, aber nicht gänzlich verbannt, ist ein heiteres, gesundes Schaffen unmöglich, und je tiefer das Mitleid ist, das uns sein Schicksal einflößt, desto mehr werden wir die Schöpfungen bewundern, die er ihm dennoch abgerungen hat.

Ueber diese Zustände wie über die geistige Entwicklung Schumanns überhaupt, gibt der Verfasser der vorliegenden Schrift, selbst ein vorzüglicher Musiker und in der Periode 1830 — 52 Schumanns Vertrauter, durchweg auf Documente gestützt, ausreichende Mittheilungen. Wenn auch in der Correspondenz manche Lücken bleiben, so erfahren wir doch genug, um uns den ungefähren Zusammenhang versinnlichen zu können. Was die musikalische Kritik betrifft, so hätten wir in manchen Punkten eine größere Ausführung gewünscht, namentlich in Bezug auf die reifern Werke Schumanns, deren

musikalischer Werth nur leicht skizzirt ist, während man über die Anfänge vollständig unterrichtet wird. Wir hätten es um so mehr gewünscht, da der Verfasser an einzelnen Ausführungen zeigt, daß er wol dazu berufen war.

Man nennt Schumann gewöhnlich einen musikalischen Romantiker; was man darunter zu verstehen hat, setzt der Verfasser in der Vorrede S. 7 sehr verständig auseinander. Robert Schumann gehört nicht zu den Meistern, deren künstlerisches Schaffen eine Reihe von Gebilden in stetig aufsteigender Linie bezeichnet, die durchweg einen unmittelbaren und leicht zu erkennenden Genuß gewähren; seine Geistesproducte sind nicht derart objectiv geworden und haben sich nicht so von seinem individuellen Dasein losgerungen und befreit, daß man zum eigenen Verständniß derselben die Kenntniß ihres Ursprungs entbehren könnte. Er gehört zu jenen, die in vielen Fällen an die Erlebnisse unmittelbar anknüpfen und aus ihnen heraus Tongebilde schaffen, und solche Schöpfungen, oft einen unlösbaren Bruch hinterlassend, können eben nur verstanden werden, wenn man über ihre Erscheinung hinaus- und zurückgeht auf die Motive ihrer Entstehung und auf die besondern Umstände, unter denen sie empfangen und gebildet wurden. Daher hört man einerseits so häufig bei einer großen Anzahl schumannischer Compositionen über Mangel an Verständnis, andererseits über Absicht und all dergleichen mit der Betonung des Vorwurfs klagen, während man doch nur ein Naturell vor sich hat, das sich genau so gibt, wie es eben ist, und wie die eigenthümlichen Organisationsverhältnisse im Verein mit den Eindrücken des Lebens es gestaltet haben. Diesen Zusammenhang zu vergegenwärtigen, ist die Aufgabe des vorliegenden Buchs.

Robert Schumann war 1810 zu Zwickau geboren, der Sohn eines Kaufmanns, welcher gelegentlich einen literarischen und auch poetischen Versuch machte. Schon früh trat bei ihm die Neigung und das Talent zur Musik hervor, doch nicht so stark, daß seine Mutter und sein Vormund (sein Vater war gestorben) sich hätten bestimmen lassen, darin etwas Anderes, als eine dilettantische Vorliebe zu erkennen. Er bezog also 1828 die Universität Leipzig mit der Bestimmung, die Rechte zu studiren. Wenn er es mit seinem Brodstudium nicht sehr ernst nahm, so unterschied er sich dadurch nicht wesentlich von der Mehrzahl der übrigen Juristen und seine Mutter wurde daher nicht wenig überrascht, als sie von ihm aus Heidelberg August 1830 einen Brief erhielt, worin er ihr seinen Entschluß mittheilte, der Jurisprudenz zu entsagen — und sich ganz der Kunst zu widmen. Ihre ernstesten und gerechtfertigten Bedenken wurden durch die Erklärung seines Lehrers Wieck beseitigt, der seinen musikalischen Beruf anerkannte. So begann 1830 in Leipzig sein strengeres künstlerisches Studium. Er hatte zuerst die Idee, sich zum Virtuosen auszubilden, aber eine unsinnige Operation, die er mit seiner Hand vornahm, machte

diese zum Spiel unfähig und so war er von vornherein auf die Composition angewiesen. Bei seinen ersten Versuchen ist zweierlei Charakteristisch; einmal begann er fast ohne alle theoretische Vorbildung, ja er hatte damals eine unüberwindliche Abneigung gegen das Studium der Harmonielehre, welche er freilich später bei besserer Einsicht beseitigte. Sodann zeigt sich schon früh eine Neigung zur Reflexion und zur Kritik, die er mit der poetischen Romantik theilte. Er war ein begeisterter Verehrer Jean Pauls, was sich auch in seinen Briefen auf eine nicht grade angenehme Weise bethätigt und wenn diese Vorliebe bei einem Jüngling nicht Wunder nehmen kann, so charakterisirt es ihn, daß er sie bis in seine letzten Jahren nicht verleugnete. Da ihm nun die Musik, wie man sie damals trieb, als nüchtern und prosaisch vorkam, so polemisirte er dagegen in Jean Paulscher Manier schon 1831 in seinen musikalischen Rapsodien, den Papillons u. s. w. Schumann, heißt es S. 98, liebte eine gewisse mystische Symbolik, verhülltes Hindeuten auf allgemeine poetische Intentionen, wie dies so manche seiner spätern Claviercompositionen bezeugen. Diese mystische Symbolik ist als Product jener krankhaften Romantik zu betrachten, welche poetische Ideencombinationen in tief-sinniger Weise auszudrücken bestrebt ist, ohne die einfache Wahrheit der sinnlichen Erscheinung zu erreichen, wodurch diese Ideen dem Genießenden unmittelbar verständlich werden könnten. So hat sicher die Benennung Papillons einen tiefem mystischen Sinn, mit dessen mutmaßlicher Ausdeutung jedoch niemandem vorgegriffen werden soll. — Unmöglich konnte das soeben erst betriebene Studium der Compositionislehre bei so vorge-rücktem Alter und einem schon ziemlich scharf ausgeprägten Ideengange sofort eine künstlerisch correcte, runde und technisch fertige Darstellungsweise hervorbringen. Die Technik jeder Kunst ist an bestimmte Geseze gebunden und zur Aneignung derselben ist das Jugendalter, wo sich der schöpferische Keim zuerst regt, der günstigste Zeitpunkt. Alles in demselben Gelernte assimiliert sich schneller und glücklicher dem Wesen des Individuums, und befähigt es bei dem Eintritt höherer Reife, in freiem elastischen Spiel den Geist klar und eindringlich auf die eine oder die andere Weise sprechen zu lassen. Ein Mensch dagegen, dessen geistige Fähigkeiten weiter entwickelt sind, als das Vermögen, sie mit jener Freiheit, welche im Geseze wurzelt, zur Geltung zu bringen, wird Wollen und Können selbst bei Anwendung des eifernsten Fleißes nur annäherungsweise und in seltenen Fällen ins rechte Gleichgewicht zu setzen vermögen. Nicht Schumann ist ein Vorwurf zu machen, wenn seine Leistungen nach formeller Seite hin häufig einzelne Mängel zeigen, sondern den hemmenden Verhältnissen, welche ihn offenbar zu spät zum Kunststudium kommen ließen.

Die kritisch reflectirende Richtung, die mit diesem eigenthümlichen Bil-

„Ich will keineswegs ein Urtheil über den Gesetzentwurf abgeben“ — sagte der König, nachdem er die Vertagung der Discussion gut geheissen — „ich würde nie zugestimmt haben, in unserer Legislative einem Gesetz einen Platz einzuräumen, das die traurigen Wirkungen hätte haben können, die man befürchtet, aber ich nehme wie Sie auf den Eindruck Rücksicht, der sich bei dieser Gelegenheit bei einem großen Theil der Bevölkerung kundgegeben hat. In den Ländern, die sich selbst mit ihren Angelegenheiten beschäftigen, gibt es jene raschen ansteckenden Erregungen, die mit einer leichter sich offenbarenden als zu erklärenden Intensität sich fortpflanzen, und mit denen es verständiger ist, ein Uebereinkommen zu treffen, als viel darüber zu reden. Die freien Institutionen Belgiens sind 26 Jahre hindurch mit bewundernswerther Regelmäßigkeit in Wirksamkeit gewesen. Was muß geschehen, damit sie in Zukunft mit demselben Erfolg, derselben Ordnung zu wirken fortfahren? Ich stehe nicht an, es zu sagen: es bedarf der Mäßigung und der Selbstbeherrschung bei den Parteien. Ich glaube, wir müssen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche den Krieg in den Gemüthern entzünden kann. Ich bin überzeugt und ich sage es jedermann, daß jede Maßregel, welche gedeutet werden kann, als solle sie die Suprematie einer Meinung über die andere feststellen, eine Gefahr ist. Unter den Verhältnissen, in denen wir uns befinden, hat die Mehrheit der Kammer, deren Wünsche als die der Majorität mir Führer sind und sein müssen, eine edle Stellung, eine Stellung, wie sie einer großen Partei würdig ist, einzunehmen. Ich gebe ihr den Rath, wie Sie es ihr vorschlagen werden, auf die Fortsetzung der Discussion über das Wohlthätigkeitsgesetz zu verzichten.“

Wir haben bereits bemerkt, daß, während der einen Partei die Heimsendung der Kammern als ein weises Nachgeben gegen die öffentliche Meinung erschien (die wir beiläufig nicht in den Straßenemeuten, wol aber in den Hunderten und aber Hunderten von Adressen sehen, welche aus Stadt und Land einliefen), die andere Partei darin nur ein Zurückweichen der Regierung vor vernunft- und willenlosem Gesindel, ein Aufhören der königlichen Autorität vor revolutionären Mächten, einen Beweis der durchgängigen Hohlheit des constitutionellen Lebens in Belgien erblickte. Die gesammte europäische Reaction klatschte Beifall dazu. Es war aber eben nur eine Parteiansicht, und zwar eine ziemlich bornirte. Es gibt in diesen Vorkommnissen (die Straßenumulte selbstverständlich ausgenommen) durchaus nichts, was nicht vollkommen constitutionell und normal, was nicht den parlamentarischen Regeln und Gebräuchen gemäß wäre. Die Rechte der parlamentarischen Majorität, der Majorität, welche in gesetzgemäßer Weise den Willen des Landes vertrat, blieben trotz der Mißstimmung, die ihre Haltung erweckt, vollkommen aufrecht erhalten. Sobald die Kammer wieder zusammentam, war sie im un-

gestörten Besitz ihrer Freiheit gegenüber den Vorschlägen des Ministeriums und den Rathschlägen des Königs. Vergeblich hat man versucht, aus der Verschiebung der parlamentarischen Entscheidung eine Anklage gegen die belgischen Institutionen zu entwickeln. Sehen wir doch in Ländern von ganz anderer politischer Verfassung die Regierung klugerweise die Entscheidung gewisser Fragen verschieben, wenn sie dieselben nicht hinreichend verstanden glaubt und die dabei beteiligten Interessen beunruhigt werden.

Ganz dasselbe aber gilt von der Wendung, welche die Dinge nach den Wahlen der Gemeinderäthe nahmen. Das Princip des Parlamentarismus, nach welchem die Regierungsgewalt in den Händen der Partei sein soll, welche in der Volksvertretung die Stimmenmehrheit hat, ist weder vom König noch von dem abgetretenen Cabinet verletzt worden. Von ersterem nicht, weil er das Ministerium nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Verlangen sämtlicher Cabinetsmitglieder und zwar auf wiederholtes Verlangen entließ. Aber auch von den Ministern nicht, wenn man nicht die Form der Sache über das Wesen stellen will. Der Zweck des ebengedachten Principis ist, daß dem auf gesetzlichem Wege sich offenbarenden Willen des Landes Genüge geschehe, daß ihm kein Zwang angethan werde von einer gegen ihn von der Krone berufenen Regierungsgewalt. In Belgien war die Majorität der Kammer, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge den Landeswillen repräsentirt, allerdings auf Seiten des Ministeriums. Sie vertrat aber insolge des auf Grund des Wohlthätigkeitsgesetzes eintretenden Umschwungs der öffentlichen Meinung den Willen des Landes nicht mehr. Die Belgier würden, so sagte sich jedermann, falls sie jetzt zu wählen gehabt, keinen überwiegend klerikalen Congress gewählt haben. Die Wahlen der Gemeinderäthe zeigten deutlich, daß dies begründet war, daß die Majorität der Kammer nicht mehr die Majorität der wahlmündigen Belgier hinter sich hatte. Auf jene Majorität gestützt fort regieren hätte aber die Form über das Wesen stellen heißen. Das Cabinet zog sich zurück, und die neuen Wahlen werden allem Anschein nach erweisen, daß es bei diesem Schritt durch eine vollkommen richtige Beurtheilung seiner Stellung und der Stimmung des Landes geleitet wurde.*) Ist demnach die con-

*) Die Wahlen sind beendet, und sie haben den Sieg der Liberalen zu einem vollständigen gemacht. Trotz aller Anstrengungen der Rechten, deren Candidaten sehr beträchtliche Geldmittel zur Verfügung standen, wird die künftige zweite Kammer nur 38 klerikal gesinnte Mitglieder, dagegen 70 liberale zählen. Namentlich haben die Städte sich hervorgethan. Brüssel, Antwerpen, Gent, Lüttich, Tournai, Mons, Charleroi, Ostende und einige andere kehrten allein schon das bisherige Stimmverhältniß in der Nationalvertretung um. In Brüssel war der Zudrang zu den Wahlurnen außerordentlich; von 10,393 Wahlberechtigten hatten 8,142 ihre Stimmen abgegeben. In Nivelles hatten die Klerikalen den Exminister Mercier, in Tournai den Exminister Dumon, in Charleroi den Exminister Dechamps, einen ihrer besten Namen, als Candidaten aufgestellt, und siehe da, alle drei Herren reisten ungewählt nach

stitutionelle Entwicklung Belgiens bis jetzt eine durchaus normale gewesen, so erhält auf der andern Seite das monarchische Princip durch die Art, wie hier das Königthum durch den Kaiserkönig Leopold vertreten ist, eine Unterstützung, welche nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ein verfassungstreuer, an das System, in dessen Organismus er eines der Glieder ist, aufrichtig gläubender Fürst, der in Wahrheit über den Parteien steht, ist und bleibt, namentlich da, wo die andere Macht, das Volk, noch nicht vollkommen sicher, fest und stark auf den Füßen ist, der beste Halt in den Wirren des Staatslebens, und wir begreifen darum vollständig die Begeisterung der Belgier bei dem Jubiläum ihres Monarchen, während manche ähnlich aussehende Begeisterungsausbrüche uns weniger begreiflich sind.

Kleine ästhetische Streifzüge.

3.

Unter den nachtheiligen Einwirkungen unserer frühern Literatur auf die Gegenwart, steht in erster Reihe die Neigung der deutschen Schriftsteller, sich mehr mit ihrer Person, als mit der Sache zu beschäftigen, und auch da, wo sie eifrig bemüht sind, der Sache gerecht zu werden, wenigstens in die Färbung etwas von ihrem individuellen Wesen einfließen zu lassen. Gegen das Princip unserer classischen Schule: der Zweck des Lebens sei die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, würde sich wenig einwenden lassen, wenn diese Ausbildung dazu geführt hätte, die Persönlichkeit ganz zu vergessen, wie man sich ja auch im gesunden Zustand seines Körpers nicht im mindesten erinnert. Statt dessen wollte man sich aber als schöne Seele genießen und auch von andern als schöne Seele geliebt und gewürdigt sein, und so war man fortwährend genöthigt, auf das zu reflectiren, was eine reife Bildung den Menschen vergessen lehrt. Später, als die classische Kunst durch die Romantik verdrängt wurde, ging das Schöne in das Interessante über, und die Sache wurde dadurch nur noch schlimmer. Denn das Schöne kann man nur im allgemeinen Ueberblick empfinden, auf das Interessante dagegen will man in jedem Augenblick aufmerksam gemacht werden, und so hielt der Schriftsteller es nicht blos für erlaubt, mit dem lieben Publicum zu kokettiren — um uns deutsch aus-

zugesagen. Selbst das un-katholische Löwen, die Burg der Ultramontanen, hatte sich dem ungeheuren, vielleicht vorbedeutungsvollen Umschlag nicht entziehen können, denn unter den vier Abgeordneten, die es in die Kammer schickte, war wenigstens ein Liberaler. Sämmtliche Mitglieder des neuen Cabinets sind gewählt, Rogier sogar zweimal, und überhaupt ist der Partei, die jetzt die ministrielle sein wird, nichts als die Wahl in Mecheln und in Courtrai misrathen.

D. Red.